

schentexte des Schriftstellers Steffen Kopetzky zu sprechen kamen. Weils Vorhaben war es, *auch bei den Texten das Niveau hoch zu halten, weshalb die Dialoge jetzt durch Texte eines Sprecher ersetzt werden* (Potsdamer Neueste Nachrichten, Sonderausgabe zu den Musikfestspielen Sanssouci). Stephan Speicher erscheint die Figur des Samiel jedoch wie ein *Kirchentagsbesucher im Workshop „Das Böse – wir alle sind schuld“*.

Vgl. hierzu auch die anschließende ausführliche Rezension der Kölner Aufführung (s. u.). Weitere Premieren des *Freischütz* gab es im Ulmer Theater (17. Mai 2001) sowie in einer Fassung für Kinder am Opernhaus Düsseldorf (9. Dezember 2000).

Das Böse ist in uns – Ein *Freischütz* ohne Samiel

Einige Bemerkungen zur Dessauer Premiere von Frank Ziegler, Berlin

Eigentlich war der Besuch der *Freischütz*-Premiere im Anhaltischen Theater Dessau am 24. März 2001 gänzlich zum privaten Vergnügen geplant, unbelastet vom Vorsatz, eine Rezension schreiben zu wollen. Und nach dem szenischen wie musikalischen *Freischütz*-Fiasko an der Berliner Komischen Oper (vgl. oben) bot die handwerklich solide, niveauvolle und vom Publikum bejubelte Aufführung tatsächlich insgesamt einen sehr erfreulichen Eindruck. Umso erstaunlicher waren danach in der überregionalen Presse die teils heftigen Ausfälle gegen die Inszenierung, die in Worten wie *Theatermuseum* oder *Muff in jeder Pore* gipfelten. Nun soll keine Kritikerschelte betrieben werden, das Geschäft der Berufs-Rezensenten ist hart und die Beurteilung einer Vorstellung zwangsläufig sehr subjektiv. Stücke wie der *Freischütz* haben es zudem bei der Kritik besonders schwer: Jeder langjährige Theater-Berichterstatter hat das Werk in -zig Aufführungen gesehen, in unterschiedlichsten Handschriften, er meint, jede Phrase mitsingen, jeden Dialog mitsprechen zu können, und der eine oder andere denkt sich wohl: ... *schon wieder* ... So ist für die meisten Rezensenten ein spannender neuer gedanklicher Ansatz, ob er nun zum Stück paßt oder nicht, ob er aus dem Werk erwächst oder – wie so oft – letztendlich nicht stimmig ist und von der Musik ad absurdum geführt wird, weit interessanter als eine werkgerechte, nicht vordergründig auf Neuheit und Sensation schielende Inszenierung. Nirgends sind die Gegensätze in Erwartungshaltung und Urteil zwischen breitem Publikum und Presse ähnlich groß wie bei den beliebten „Volksopern“: *Freischütz*, *Zauberflöte* etc.

Also doch eine Wortmeldung zum Dessauer *Freischütz* – ebenfalls nicht frei von Subjektivität und ohne Unfehlbarkeits-Dogma! Johannes Felsenstein, Intendant und Regisseur des *Freischütz* in Dessau, zeichnet gerne mit breitem Pinselstrich, so auch diesmal: Er entwirft ein beklemmendes Bild einer Nachkriegs-Gesellschaft und greift damit Friedrich Kinds Angabe zur Zeit der Opernhandlung auf: *Kurz nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges*. Die Spuren des Krieges sind unübersehbar: Man hat sich in den Ruinen eingerichtet, selbst das Forsthaus blieb nicht verschont. So geschunden wie die Natur – Baum-Krüppel bestimmen das Bühnenbild von Fridolin M. Kraska – so deformiert sind auch die Menschen. In dieser Welt braucht es keinen Samiel zum Bösen: Das Böse ist in Allen, in der haßerfüllten Eifersucht Kaspars und dem zänkischen Spott Kilians ebenso wie in den angstvollen Zweifeln und der Zerrissenheit des Max. Felsenstein denkt diese Idee konsequent zu Ende: Er streicht kurzerhand die Partie des Samiel. Seine Worte *Hier bin ich!* am Ende der Wolfsschluchtszene übernimmt Max:

eine tragische Selbsterkenntnis. Freilich macht die Streichung der Rolle Änderungen am Text des Wolfsschlucht-Melodrams nötig, die letztlich nicht überzeugen.

Unerträglich sind die sozialen Konflikte: auf der Gewinnerseite stehen die ehemaligen Landsknechte, die sich nun als Jäger der Gunst der Mächtigen erfreuen; auf der Verliererseite die verarmten, geschundenen Bauern. Welch ein Ereignis ist es da, wenn beim Sternschießen *der Bauer einmal über den Jäger kommt!* Diesen Konflikt setzt Felsenstein durchgängig ins Bild, am eindrucklichsten beim *Jägervergnügen* im Hoflager, dem die Bauern nur als Zaungäste beiwohnen dürfen. Freilich betont der Regisseur die derbe, schenkelklopfende Fröhlichkeit des Bauernfestes im ersten Akt ebenso wie die rülpsende Bierseligkeit des fürstlichen Zechgelages über Gebühr, vor lauter hektischer Betriebsamkeit verliert der Chor in diesen turbulenten Passagen mit schöner Regelmäßigkeit den Kontakt zum Dirigenten und entwickelt seine eigenen (ebenfalls sehr hektischen) Tempovorstellungen. Wesentlich gelungener ist die entzückend ironisch gezeichnete Brautjungfern-Szene: gekonnt inszenierte „Patzer“ – Texthänger und melodische Fehlleistungen – weichen einer biedermeierhaften Idylle geschickt aus. Sehr plakativ wirkt die bei Felsenstein nicht neue Tendenz, zur literarischen Ausdeutung der Ouvertüre: zur Musik werden Texte Schillers zum Dreißigjährigen Krieg eingeblenDET, und spätestens, wenn beim strahlenden C-Dur-Akkord gegen Ende der Ouvertüre in riesigen Lettern das Wort *FRIEDEN!* erscheint, merkt man die Absicht ...

Prüfstein jeder *Freischütz*-Inszenierung ist die Wolfsschluchtszene, und egal, welche Vorbehalte man sonst gegen die Regie äußern mag, hier gelingt Felsenstein unter Aufbietung aller bühnentechnischen Möglichkeiten (Hochachtung für die Technik unter Leitung von Frank Sutthemer!) ein fulminantes szenisches *Crescendo* in fantastischer Übereinstimmung mit der musikalischen Struktur. Eine gleichermaßen packende Umsetzung dieser wahrhaft genialen musikalischen Schöpfung habe ich noch nirgends gesehen. Felsenstein historisiert (ganz im Gegensatz zur Kostümbildnerin Cordula Stummeyer) nicht: glühende Eulenaugen und flatterndes Nachtgetier sucht man vergeblich. Vielmehr versucht der Regisseur die zu Webers Zeiten schier unglaubliche und sensationelle Wirkung der Szene mit heutigen Mitteln und für heutige Zuschauer, die – film- und fernseherfahren – in Sachen Horror und Spuk nicht so leicht aus der Ruhe zu bringen sind, nacherlebbar zu machen. Filmeinspielungen und Lichteffekte schaffen gemeinsam mit dem großartigen Bühnenbild einen Rahmen, in dem Webers Musik aufblühen und ihre ganze Kraft entfesseln kann – allein für diese Szene lohnt der Besuch in Dessau!

Das musikalische Niveau des Abends war beachtlich. Zwar zeigte sich die Anhaltische Philharmonie unter ihrem neuen GMD Golo Berg zu Beginn ungewohnt nervös, schließlich fanden die Musiker im 2. Akt aber doch zu ihrer gewohnten Form. Die Hauptpartien waren mit Daniela Zanger (Agathe), Klaus-Dieter Lerche (Kaspar) und dem passenderweise sehr baritonalem Tenor von Michael Baba (Max) gut besetzt, die junge Christina Gerstberger hat im Repertoirebetrieb sicherlich noch ausreichend Gelegenheit, ihrer Partie des Ännchen einheitlicheres Format zu verleihen. Geradezu opulent war die Besetzung zweier Nebenrollen: Frank van Hove als Kuno und Rainer Büsching als Eremit werteten die an sich weniger präsenten Partien wesentlich auf.

Der Dessauer *Freischütz* wird wohl kaum in die Annalen der Theatergeschichte eingehen, für das Kennenlernen oder eine erfreuliche Wiederbegegnung mit der Weberschen Erfolgsoper bietet er jedoch gute Voraussetzungen – das Publikum wird es ihm danken.